

„Eine **LÜGE** ist  
**NICHT** genug“ Alan Gratz



BASTEI ENTERTAINMENT 

# Inhalt

Cover

Inhalt

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Motto

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Elftes Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel

Fünfzehntes Kapitel

Sechzehntes Kapitel

Siebzehntes Kapitel

Achtzehntes Kapitel

Neunzehntes Kapitel

Zwanzigstes Kapitel

Einundzwanzigstes Kapitel

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Vierundzwanzigstes Kapitel  
Fünfundzwanzigstes Kapitel  
Sechszwanzigstes Kapitel

## Über dieses Buch

Das Leben endet tödlich, auch für reiche Industrielle. Das Leben geht weiter, auch für die Witwe des Firmenchefs der Papierfabrik. Das Leben ist ein abgekartetes Spiel, findet Hamilton, den die Hochzeit seiner Mutter mit dem Bruder seines Vaters anwidert. Das Leben auf dem Planeten ist in Gefahr, findet die Umweltaktivistin Olivia, wenn niemand etwas dagegen unternimmt, dass die Abwässer der Papierfabrik weiterhin den Copenhagen River verseuchen. Das Leben will gelebt werden, rät Horatio seinem Freund Hamilton. Es ist was faul in dieser US-amerikanischen Kleinstadt, deren Einwohner von der Papierfabrik Elsinore Papers abhängig sind. Die vermeintliche Alternative »Arbeitsplatzabbau oder Ökologie« stimmt nicht mehr. Auf Dauer wird das Unternehmen nur überleben können, wenn es umweltverträglich produziert. Und auf Dauer wird das Leben nur dann wieder lebenswert, wenn sich eine böse große Frage beantworten lässt: Ist der alte Firmenchef Rex Prince ermordet worden, und wenn ja, wer steckt dahinter?

## **Über den Autor**

Alan Gratz ist in Knoxville (USA) aufgewachsen und hat an der University of Tennessee kreatives Schreiben studiert. Schreiben kann man nur durch Schreiben lernen - deshalb hat er in vielen Jobs gearbeitet, die mit Schreiben zu tun haben. Seit 2002 lebt er von seinen Texten - jetzt erscheint sein erster Roman auf Deutsch.

Alan Gratz

***Eine Lüge  
ist nicht genug***

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Gerold Anrich und Martina Instinsky-Anrich

BASTEI ENTERTAINMENT 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2007 by Alan Gratz

Titel der australischen Originalausgabe: »»Something Rotten«  
Originalverlag: Dial Books, Verlagsgruppe Penguin, New York (US A).

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2011/2015 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Umschlaggestaltung: Zero Werbeagentur München

Umschlagmotiv: © FinePic ®, München

Datenkonvertierung E-Book:  
hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-8387-0860-7

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

*Für meine Englischlehrer in der Middle School und High  
School: Tom Pettit, John Tatgenhorst, Martha Gill, Dale  
Norton,  
Warren Heiser, Neil McMahon und Mary Jo Potts:  
Sehen Sie? Ich habe zugehört.*

*Einen besonderen Dank an Liz Waniewski dafür, dass sie das Wasser  
getrunken hat, an Regina Castillo, weil sie mich ihre Witze stehlen ließ, an  
Jon Manchip White, der mir die Kunst des Mordens beigebracht hat,  
wenn ich über Horatio gesprochen habe, an William Shakespeare und  
Raymond Chandler für ihre unschätzbare Hilfe, an Wendi und  
Jo für ihre unendliche Geduld und Unterstützung  
und an die Englischlehrer überall.*

»Etwas ist faul im Staate Dänemark.«

*William Shakespeare, »Hamlet«,  
1. Akt, 4. Szene*

## ***Erstes Kapitel***

Denmark, Tennessee, stank. Übel. Wie toter Fisch, im Abwasser frikassiert. Das hab ich auch meinem Freund Hamilton Prince gesagt, während wir in seinem Offroader über die Straßen fuhren.

»Du gewöhnst dich dran«, meinte er nur. »Denk einfach, das wäre der Geruch von Geld.«

Und ich dachte immer, Geld würde nicht stinken.

Die Elsinore Papierfabrik ist die Quelle des Gestanks und des Geldes, das hinter dem Vermögen der Familie Prince steht. Elsinore stellt das Papier her, das man für seinen Drucker braucht, das Papier, auf dem die Sportergebnisse stehen, und das, mit dem man sich den Hintern abwischt. Sie stellt nahezu jede Art Papier her, die es gibt, außer der Sorte, auf der Geldscheine gedruckt werden, doch davon kommt genug rein, sodass die Familie sich keine Sorgen zu machen braucht. Die Fabrik war außerdem der erste Ort, zu dem mich Hamilton bei meinem Sommerbesuch mitnahm. Ich war zwar nicht so richtig scharf darauf zu sehen, wie Papier hergestellt wird, doch Hamilton nutzte jede Entschuldigung, um aus dem Haus zu kommen, und ich sagte nicht nein.

Ich deutete mit dem Kopf auf ein offenes Bier im Becherhalter. »Eins für die Straße?«

»Ist ja nur eins und wir haben es nicht weit.« Er nickte über die Schulter nach hinten. »Für dich ist Bier im

Kühlkasten, garantiert alkoholfrei.«

Seit ich letzte Woche angerufen hatte, um zu sehen, ob das mit meinem Besuch noch klarging, hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen, aber Hamilton blieb auch jetzt still, und ich ließ ihn schmoren. Er hatte eine Menge am Hals mit seinem toten Vater, der Heirat seines Onkels mit seiner Mutter und so. Ich wollte so viel fragen, wollte ihn aber auch nicht drängen.

Jetzt kam leichter Nieselregen auf, und Hamilton schaltete die Scheibenwischer ein, während wir auf eine kleine Zufahrtsstraße abbogen. Ein Schild informierte uns, dass wir auf die Elsinore Papierfabrik zusteuerten, aber das hätte mir meine Nase auch sagen können. Die Anlage ist so weit von Hamiltons Haus entfernt, dass man sie von dort aus nicht sehen kann, aber nicht weit genug, um sie nicht zu riechen. Das war früher vielleicht einmal anders. Seit Generationen hatte die Papierfabrik Hamiltons Familie gehört und war von ihr geleitet worden. Sein Vater war Generaldirektor, als er starb, und jetzt führte Hamiltons Onkel die Firma. Irgendwann würde auch Hamilton sie übernehmen und damit sicherlich ein Riesenvermögen verdienen.

»Ich hasse sie«, sagte Hamilton, als ich ihm genau das sagte. »Sie ist wie ein Gefängnis. Mein eigenes persönliches Gefängnis.«

Hamilton neigte schon immer ein bisschen zur Melodramatik. Es war immer noch dieselbe alte Leier, die ich schon früher oft gehört und nie geglaubt hatte, doch der Ton, in dem er das jetzt gesagt hatte, ließ mich die Dinge plötzlich anders sehen.

Zuerst hielt ich es für eine Täuschung wegen der beschlagenen Windschutzscheibe, doch als wir näher an den Sicherheitszaun vor der Fabrik kamen, sah ich ein Mädchen neben der Straße stehen und ein Schild hochhalten. Ihre Haare waren vom Regen angeklatscht und ihr Gesicht vom Wegwischen der Wassertröpfchen

verschmiert, doch trotzdem konnte ich sehen, dass sie umwerfend war. Ihre Windjacke spannte an genau den richtigen Stellen und auch ihre Jeans saßen ziemlich gut. Hamilton hielt neben ihr und ließ das Fenster runter.

»Was machst du denn hier?«, fragte er.

»Protestieren.« Sie hielt ihm das Schild vor die Nase. Darauf stand: »Elsinore vergiftet den Copenhagen River.«

»Bleib mir bloß vom Hals damit.«

»Denmark ist euch Typen schon hundert Jahre lang damit vom Hals geblieben. Es ist Zeit, dass Elsinore sauber wird. Der Fluss ist so verdreht, dass es dich umbringt, wenn du daraus trinkst.« Es regnete nun etwas stärker, doch das Mädchen wirkte davon unbeeindruckt.

»Hier sieht dich doch niemand«, meinte Hamilton.

Sie hielt sich das Schild gegen den Regen über den Kopf. »Du hast mich gesehen.«

Ich mochte das Mädchen bereits jetzt. »He«, rief ich ihr zu, zog die alte Baseballkappe meines Vaters vom Kopf und warf sie ihr durch das offene Fenster zu. Sie fing sie mit der freien Hand und ließ sie nicht in den Matsch fallen, was mir sehr recht war.

Das Mädchen nahm ihre Haare hinten zu einem Pferdeschwanz zusammen, zog die Kappe auf und ich sah, dass ich falschgelegt hatte. Sie war nicht umwerfend, sie war atemberaubend.

Nachdem ihr Kopf nun bedeckt war, hielt sie das Schild wieder Hamilton vor die Nase. Er warf mir einen bösen Blick zu und ließ den Offroader durch das Fabriktor schießen.

»Du brauchst sie nicht auch noch zu ermutigen«, sagte er.

»Freundin von dir?«, fragte ich.

»Sie heißt Olivia. Eine vom Ort.«

Ich blickte Hamilton an, aber er würdigte mich keines Blicks. Wir gehen beide auf ein teures privates Internat, die Wittenberg Akademie in Knoxville, und wenn man die

Schule auf den kleinsten gemeinsamen Nenner bringt, bekommt man zwei Gruppen: die Internatsschüler und die vom Ort. Ich bin einer vom Ort. Ich bin aus Knoxville. Ich gehe aufs Wittenberg, wohne aber nicht im Schülerwohnheim wie die anderen. Wir sind dreiundzwanzig vom Ort. Wir kennen uns untereinander und alle kennen uns. Uns kostet es weniger, aufs Wittenberg zu gehen, viel weniger, und wenn das nicht so wäre, könnten es sich die meisten von uns nicht leisten. Manchmal wollen die reichen Schüler nichts mit uns zu tun haben, aber Hamilton war nie so. Und deshalb gefiel es mir auch nicht, wie er Olivia »eine vom Ort« nannte, das klang abwertend. Es passte nicht zu Hamilton und es nervte mich.

»Meinst du die Olivia, der du Briefe geschrieben und die du jeden zweiten Abend angerufen hast?«, fragte ich.

»Ja, schon.« Er hielt die Augen auf die Zufahrtsstraße gerichtet. »Ich hab halt mit den Anrufen aufgehört. Wahrscheinlich ist sie sauer auf mich.«

»Meinst du?«

Hamilton schoss wieder einen Blick auf mich ab, doch ich wich ihm aus. Ich muss zugeben, ich war auch ein bisschen sauer, teils wegen der Sache mit »eine vom Ort«, aber auch darüber, wie Hamilton Mädchen einfach fallen ließ, als ob es da immer eine Warteschlange gäbe. Schlimm genug, dass tatsächlich immer eine wartete. Hamilton fliegt auf diesen blonden nordischen Schwimmerinentyp. Markantes Kinn, kräftige Nase. Scharfe Klamotten. Er ist belesen, wohlerzogen und wohlhabend. Alle lieben ihn. Alle bis auf seine Exfreundinnen.

Aber ich bin lang genug mit Hamilton befreundet, um trotzdem nicht neidisch zu sein. Er könnte mit Leichtigkeit auf jemanden wie mich herabsehen, aber das macht er nicht. Seit wir zusammen angefangen haben, verbindet uns das Baseballfeld. Ich war schon immer Hamiltons inoffizieller dritter Zimmergenosse und benutze sein

Zimmer als Ausgangsbasis, wenn ich auf dem Schulgelände bin.

Hamilton parkte den Wagen. »Komm, wir müssen uns bei der Security anmelden.« Er schnappte sich sein Bier und rannte durch den Regen zu einem kleinen Betongebäude. Ich holte tief Luft und erinnerte mich (wieder) daran, dass Hamilton im Moment nicht er selbst war, ließ mein alkoholfreies Bier und meine Meinung im Wagen und rannte ihm nach.

Drunten wurde Hamilton von einem der Securityleute fast umarmt.

»Warum warst du noch nicht hier, seitdem du zurück bist?«, frage ihn der Mann. Auf dem Aufnäher auf seiner Uniform stand in Kursivschrift *Bernard*.

Hamilton zuckte mit den Schultern. »Du weißt schon, beschäftigt.«

Bernard nickte mitfühlend.

»Es hat uns echt leidgetan, als wir das mit deinem Vater gehört haben. Er war ein guter Mann«, sagte der andere Securitymann. Auf seinem Aufnäher stand *Frank*.

»Nicht wie dieser Onkel von dir«, brummelte Bernard. Frank stieß ihn mit dem Ellbogen an.

»Jungs, ihr könnt offen reden, wir sind unter Freunden«, betonte Hamilton. »Wenn wir schon dabei sind, das ist mein bester Freund aus der Schule. Horatio Wilkes.«

Wir gaben uns die Hand. So, wie sie mich ansahen, reichte Hamiltons Vorstellung, um mir ihre lebenslängliche Zuneigung zu garantieren.

»Sollen wir es ihm sagen?«, fragte Bernard.

Draußen donnerte es. Das passte zu der plötzlich frostigen Atmosphäre.

»Mir was sagen?«, fragte Hamilton.

Frank blickte sich um, als könnten sich Spione in dem kleinen, etwa drei mal drei Meter großen Raum befinden, in dem wir standen. Dann bedeutete er uns, mit in den Monitorraum zu kommen. Auf einem Dutzend Bildschirme

flimmerten die Bilder der Überwachungskameras von der Fabrik und Hamiltons Haus. Eine von ihnen zeigte das Eingangstor, wo Olivia noch immer stand, ihr Protestschild hielt, meine Baseballkappe trug und umwerfend gut aussah.

Bernard holte eine alte Kaffeebüchse aus einem hohen Regal und zog eine unbeschriftete Videokassette heraus. »Das hätten wir dir wahrscheinlich zeigen sollen, sobald du von der Schule zurück warst. Aber wie du schon gesagt hast, da war anderes zu erledigen.«

»Habt ihr Jungs Olivia halb nackt auf dem Band, oder was?«, alberte Hamilton im Versuch, die seltsame Anspannung in dem Raum zu lockern.

Frank schenkte Hamilton ein schwaches Lächeln, machte den Mund auf, um etwas zu sagen, doch dann schob er einfach schnell die Kassette ein.

Der Zentralmonitor in der Reihe flackerte, dann justierte er sich. Es kam ein Bild aus dem Inneren der Fabrik. Eine riesige Maschine summte im Hintergrund und wickelte gewaltige Mengen Papier zu mächtigen Rollen auf. Die digitale Zeiteinblendung unten im Bildschirm zeigte ein Datum, das mehr als zwei Monate zurücklag.

»Das ist ja wahnsinnig spannend«, sagte Hamilton. »Es ist fast so aufregend, wie ...«

Hamiltons Vater kam ins Bild.

»... zuzusehen, wie Farbe ... trocknet«, beendete Hamilton seinen Satz. Er setzte sich und blickte wie gebannt hin. Es musste ein Schock für ihn sein. Das letzte Mal, dass er seinen Vater lebend gesehen hatte, war in den Weihnachtsferien gewesen. Danach hatte er zwei Monate lang nicht mit ihm gesprochen, und dann holte ihn der Direktor aus dem Unterricht und sagte ihm, sein Vater wäre tot.

Das Verrückte war, dass der Mann auf dem Band gar nicht wie Hamiltons Vater aussah. Als ich ihn das letzte Mal getroffen hatte, war er mittelalt gewesen, hatte

sandbraune Haare und glatte Haut. Der Mann auf dem Bildschirm hatte schlohweiße Haare, ein Gesicht wie eine Walnuss und sah aus, als wäre er hundert Jahre alt. Doch es war Mr Prince, ganz eindeutig. Seine Augen hatten einen traurigen, irgendwie leeren Ausdruck, der mir bekannt vorkam, den ich aber nicht einordnen konnte.

Hamilton drehte sich zu mir um und schaute mich an, und da wusste ich, wo ich den Blick schon einmal gesehen hatte.

»Hamilton«, sagte sein Vater, und versetzte uns allen damit einen Schreck, sogar den Securityleuten.

»Dad? Was ist mit deinem Gesicht passiert? Deinen Haaren?«, sagte Hamilton zu dieser geisterhaften Erscheinung auf dem Bildschirm. Aus irgendeinem Grund kam es ihm nicht völlig bescheuert vor, zu einem Videoband zu sprechen.

»Hamilton, wenn die Jungs dir dieses Band zeigen, bedeutet das, dass etwas Schlimmes passiert ist. Etwas sehr Schlimmes. Es bedeutet, dass ich ermordet worden bin.«

Es war, als würden Frank und Bernard wegschrumpfen und Hamilton und ich wären alleine mit dem Geist seines Vaters.

»Es war Gift«, sagte sein Vater. »Ganz langsam, über Wochen. Vielleicht Monate.« Er hustete schwer. »Ich hätte es dir sagen sollen, weißt du, aber ich wollte dich nicht beunruhigen. Genauso wie deine Mutter. Ich ... ich war bei allen möglichen Ärzten. Wurde behandelt. Ich habe gedacht, es würde besser.« Wieder hustete er. Diesmal schlimmer, und ich konnte Hamilton zusammenzucken sehen.

Die Augen von Hamiltons Vater wurden müde. »Ich hab nicht gewusst, wie das Zeug in meinen Organismus gelangt ist. Aber jetzt glaube ich, dass jemand es mir verabreicht hat. Absichtlich.« Er hustete wieder abgehackt und spuckte

kleine Tröpfchen von Schleim und Blut aus. »Ich kann nichts beweisen, aber ...«

Hinter der Kamera schlug eine Tür laut zu. Hamiltons Vater blickte über die Schulter und flüsterte dann schnell in die Kamera: »Es geht alles um die Papierfabrik.« Wieder brach er hustend ab. »Du denkst, du kennst jemanden, vertraust ihm, und dann ...«

Ein Schatten fiel auf sein Gesicht. Jemand stand dicht bei Hamiltons Vater, immer noch hinter der Kamera.

»Hallo, Claude«, sagte Hamiltons Vater. »Hast du noch mehr Dioxinproben genommen? Ich, äh, hier war was mit der Überwachungskamera nicht in Ordnung. Überprüfe ich gerade.« Er blickte zurück in die Kamera. »Ich bin sicher, dass mein Sohn das reparieren könnte, wenn er hier wäre.«

Hamilton legte eine Hand auf den Schirm. Aber das Bild war bereits weg.

»Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht gesehen hätte«, sagte ich.

Hamilton drehte sich um. »Ich glaube es. Und ich weiß genau, wer es getan hat.«

»Wer?«

»Mein Onkel Claude.«

Frank und Bernard schlurften herum und taten so, als wären sie gar nicht da und bekämen die ganze Sache nicht mit.

»Das kannst du nicht wissen«, sagte ich zu ihm.

»Dad hat es ja praktisch gesagt! Er hat seinen Namen genannt!«

»Nur den von dem, der ihn unterbrochen hat. Das heißt noch nicht ...«

»Er hat die Firma übernommen, als Dad gestorben ist«, sagte Hamilton. »Und der Bastard hat meine Mutter geheiratet«, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Er hat meine Mutter geheiratet.«

Manchmal werde ich störrisch und das war eine der Gelegenheiten. »Hör mal, Hamilton, ich weiß nicht, was

zwischen dir und deinem Onkel ist, aber du kannst nicht einfach solche Schlüsse ziehen. Du kannst es einfach nicht sicher wissen, dass er es war.«

Hamilton trat einen Schritt zur Seite und wollte mir nicht ins Gesicht blicken.

»Nein, nein, ich denke, du hast recht. Wir wissen es nicht mit absoluter Gewissheit«, sagte er und machte sich über meine Zurückhaltung lustig. »Aber bis es so weit ist, keine noch so leise Andeutung von keinem von uns. Zu niemandem.«

Frank und Bernard krochen wieder aus den Aktenschränken hervor und nickten

»Warum nicht?«, fragte ich.

»Das ist eine Familienangelegenheit«, belehrte Hamilton mich. »Die Princes waschen ihre schmutzige Wäsche nicht öffentlich.«

»Bist du verrückt? Damit müssen wir zur Polizei gehen.«

»Nein. Kein Wort. Kein Wort zu irgendjemandem. Schwört es!«

»Wir schwören es«, sagten Frank und Bernard fast gleichzeitig.

Hamilton starrte mich an. »Schwöre!«

Und in genau diesem Moment machte ich einen Fehler. Wenn ich den nicht gemacht hätte, hätte ich uns eine Menge Ärger erspart. Vielleicht hätte ich sogar verhindern können, dass jemand niedergeschossen wird. Aber ich hab noch nie behauptet, ich wäre ein Genie.

»Ist ja schon gut, ich schwöre.« Ich fühlte mich wie ein Drittklässler, der gerade in die Hände gespuckt hat, um ein Abkommen mit feuchtem Händedruck zu besiegeln.

»Mit dem Verstand magst du dir nicht sicher sein, Horatio, doch ich weiß es hier ganz genau«, sagte Hamilton und zeigte auf sein Herz.

Auf einem Monitor hinter ihm sah ich Olivia am Zaun, die ihr Schild hochhielt. Ich konnte sogar jedes einzelne Wort lesen. »Elsinore vergiftet den Copenhagen River.«

Eines war jedenfalls sicher. Irgendwas war faul in Denmark, Tennessee. Was hier so stank, war nicht nur die Papierfabrik.

## **Zweites Kapitel**

Ein Angestellter kam uns in der Auffahrt mit zwei aufgespannten Schirmen entgegen, damit wir nicht im Regen gehen mussten. Für sich hatte er keinen, und ich bemerkte, wie er selbst bei der Aktion triefend nass wurde. Als wir dann drinnen und im Trockenen waren, teilte er uns mit, dass wir das Abendessen verpasst hatten. Ich vermutete, dass unser kleiner Abstecher genau aus diesem Grund zu diesem Zeitpunkt stattgefunden hatte.

Hier im Haus war der Gestank der Fabrik keineswegs geringer, und ich fragte mich langsam, ob ich nicht alle meine Klamotten verbrennen musste, wenn ich am Ende des Sommers nach Hause kam. Ich schnüffelte am Ärmel meines Shirts, gut roch das nicht.

Hamilton führte mich über eine riesige mit Teppich ausgelegte Treppe in das erste Stockwerk des Hauses. Natürlich ist ›Haus‹ hier ein sehr weitgefasster Begriff. Anwesen käme besser hin, vielleicht sogar Schloss. Ich wusste, dass die Familie Prince reich war, doch erst, als es mir direkt ins Auge stach, wurde mir klar, dass sie maßlos, ja unverschämt reich war. Das Haus roch nicht nach Geld, aber auf jeden Fall sah es danach aus.

»Mein Zimmer liegt in dieser Richtung. Meine Mutter und ... ihr neuer Mann, also deren Zimmer ist um die Ecke im Westflügel.«

Hamilton warf einen vernichtenden Blick durch den Flur zum Zimmer seiner Mutter.

»Ist hier schon mal wer verloren gegangen?«, fragte ich.

»Jeder, der hier wohnt, ist verloren«, entgegnete Hamilton düster.

Wieder das Melodram. Aber wenn man bedenkt, was wir gerade auf dem Überwachungsmonitor gesehen hatten, war das vielleicht gar nicht so übertrieben. Ja klar, Hamiltons Vater war gerade mal vor zwei Monaten gestorben, und seine Mutter Trudy geht hin und heiratet wieder, noch bevor sie den Kleiderschrank ihres toten Mannes ausräumen konnte. Aber sie hat nicht einfach nur geheiratet, sie hat den Bruder ihres Ehemanns geheiratet. Das war verrückt und alles, aber Hamilton benahm sich, als wäre es mehr als das, als hätte seine Mutter irgendwie die Familie verraten. Und nun, nachdem er seinen Vater in voller Lebensgröße bei *Crime Time* hatte auftreten sehen, konnte ich verstehen, wenn sich seine Wut in etwas Härteres verwandelte. Etwas Grausameres.

Alles das machte die Situation für mich etwas peinlich. Fairerweise muss gesagt werden, dass mein Sommerbesuch vor dem Tod von Hamiltons Vater geplant worden war und lange bevor Mrs Prince wieder heiraten wollte. Andererseits brauchen viele Dinge länger als die Hochzeit seiner Mutter. Außerdem wäre es irgendwie mies, seinen besten Freund im Stich zu lassen, nur weil sich seine Familie plötzlich als Paradebeispiel für den Begriff *gestört* herausstellt.

Hamilton Prince und ich kennen uns, seit wir gemeinsam an der Schule angefangen haben. Die meisten Schüler auf dem Wittenberg kommen von nicht so sehr weit her, zum Beispiel aus North Carolina, Georgia, Kentucky und Ohio. Aber es gibt auch jede Menge internationaler Schüler: eine Reihe von Saudis, einige Russen und Ungarn und dieser belgische Junge, den alle nur ›Belgier‹ nannten, weil wir seinen Namen nicht aussprechen konnten. Und

dann gibt es noch die Leute wie Hamilton, die von irgendwelchen Hinterposemuckelorten in Tennessee kommen, um den Schulen dort zu entkommen, wo sie immer noch nichts von der Evolution gehört haben.

Hamiltons Kaff ist Denmark, Tennessee, und ich kann nur sagen, es ist ziemlich hart. Schon nachdem ich einmal durchgefahren war, wusste ich, dass es in Denmark als toller Abend gilt, mit voll aufgedrehter Musikanlage rumzukreuzen und sich auf dem Supermarktparkplatz volllaufen zu lassen.

»Komm«, sagte Hamilton. »Ich zeig dir das Heimkino, das Dad noch eingerichtet hat, bevor er ...«

Es schnürte ihm sichtlich die Kehle zu und ich unterbrach ihn. »Hör mal Hamilton, irgendwie ist das nicht richtig. Ich gehöre nicht hierher. Zu Hause in Knoxville hab ich sechs Schwestern, die es gar nicht erwarten können, mir wieder das Leben zur Hölle zu machen.«

»Nein, Horatio, ich bin froh, dass du hier bist. Im Moment bis du der einzige normale Mensch in meinem Leben.«

Da hatten wir wieder so einen verrückten kumpeligen Moment, in dem einer von uns seine schwache, verwundbare Seite offenbarte, und keiner von uns so recht wusste, wie er damit umgehen sollte. Also machten wir es wie immer: Wir taten so, als wäre nichts.

»Komm, ich zeig dir den Riesenbildschirm«, sagte Hamilton. »Und du musst auch die Playstation dazu sehen.«

»Geh vor«, meinte ich nur.

Der Begriff Heimkino traf voll und ganz zu. Es war wie ein echtes Kino im Haus. Es gab sechs Reihen mit Kinossesseln, die gepolsterten, hochklappbaren, und der Bildschirm war größer als einige Kinoleinwände, die ich gesehen hatte.

»Wir waren es leid, über eine Stunde bis zum nächsten Kino zu fahren«, erklärte er.

»Ich hasse es, fünfzehn Minuten bis zum nächsten Café zu fahren, und trotzdem wirst du es nicht erleben, dass ich mir eines in meinem Zimmer aufbaue«, witzelte ich.

»Wir haben hier Video, DVD, sogar einen richtigen Filmprojektor. PS3, Xbox, es gibt eine Popcornmaschine da drüben, und hier ...« Hamilton machte die Tür zu einem Wandschrank auf, hinter der Schnapsflaschen verborgen waren. »Bitte schön! Hier gibt es sogar alkoholfreies Bier für Mr Oberbrav.«

»Na ja«, meinte ich, »nur weil du die totale Stimmungskanone bist, wenn du genug getrunken hast.«

Hamilton warf mir ein alkoholfreies Bier zu und machte sich selbst einen Whisky auf Eis. Er nahm einen Schluck und schüttelte den Kopf. »Wenn du so ein Leben wie ich hättest, würdest du auch trinken.«

Ich sah mich in Hamiltons Heimkino um und war versucht, ihm zu sagen, dass ich mich nicht groß beschweren würde, wenn ich ein Leben hätte wie er, doch sein Vater hatte uns gerade erzählt, dass er ermordet würde, und so schluckte ich die Bemerkung runter.

»Mach dir mal keine Gedanken«, bemerkte Hamilton. »Wir machen schon noch einen Trinker aus dir.«

Ich ließ den Verschluss von meinem alkoholfreien Bier knallen. »Das haben schon bessere Männer als du versucht.«

Einige Minuten standen wir schweigend da und tranken. Es gab sehr viel zu bereden, und nichts davon hatte mit alkoholfreiem Bier oder Videospiele zu tun, das war uns beiden völlig klar. Ich entschied, dass es an mir wäre, die Dinge anzusprechen.

»Jetzt hole ich wohl besser erst mal mein Zeug aus dem Wagen«, sagte ich.

»Wahrscheinlich ist das schon längst erledigt«, meinte Hamilton. »Wir müssen nur rausbekommen, wo sie dich untergebracht haben.«